Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 29

Artikel: Der Erdbeeribueb

Autor: Reinhart, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639387

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 15. Juli

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

I gseh und gseh's vor Auge.

Von Josef Reinhart.

I gseh und gseh's vor Auge.
Und doch isch's längi Zyt,
Wie 's Müeti i syr letzte Stund
Deheim im Stärbe lyt.
Es luegt mi a und seit kei Wort
Und möcht doch öppis säge —
Es luegt mi a — und was es meint,
Isch i de=n=Auge gläge.

I gseh und gseh's vor Auge,
Und doch isch's Johr und Tag,
Wo mir enand bigägnet sind
Am Waldsaum hinderm Hag:
Es luegt mi a und seit kei Wort
Und möcht doch öppis säge:
Es luegt mi a — und was es meint,
Isch i de=n=Auge gläge.

I gseh und gseh's vor Auge
Und luege 's Chindli a.
Jetz isch es ändli doch no wohr,
Was ig erblanget ha:
Es luegt mi a und seit kei Wort
Und möcht doch öppis säge —
Es luegt mi a — und was es meint,
Isch i de=n=Auge gläge —

(Aus „Im grüene Chlee".)

Der Erdbeeribueb.

Us de Waldvogelzyte von Josef Reinhart.

(In Solothurner Mundart.)

Bizyte hanigs chönne lehre, was Bure heißt: „Uf Bueb! D'Sägetze haut de Mähdere ums Halbe ringer, wenn d'Meisterslüt drby sy!" het dr Vatter grüeft.

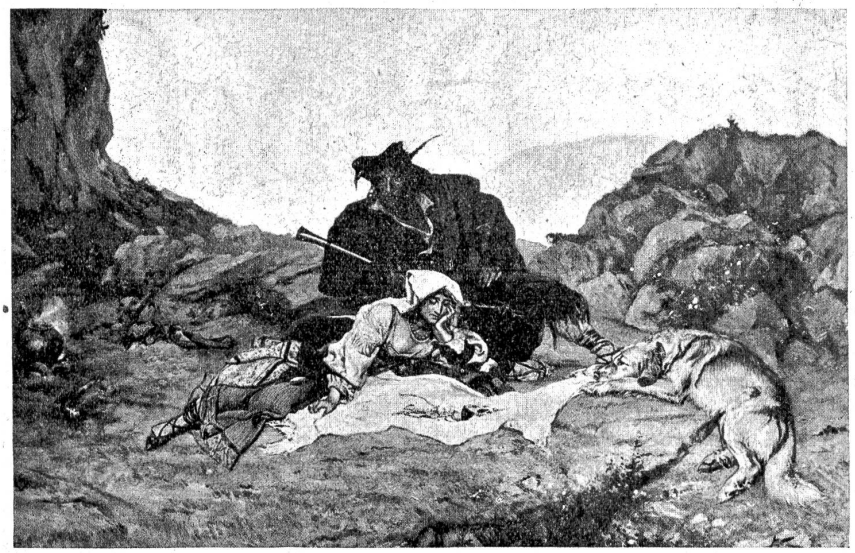
„Uf Seppli!" het d'Mueter gseit, „lue, d'Morgesunne macht eim roti Backe! Lue, sie chunnt!"

Und wenn der Lerch binis Mähder gsi isch, het er g'chräiht, wenn er d'Sägetze vom Träm gno het, lybähnlig wie ne Güggel.

Ig ha mi Gable uf d'Achsle gno und bi au uszoge, im Rüthübel zue. Der Lerch und der Vatter sy agstange, hei gwetzt und g'mäiht, und ig ha nochegworbet. Aber wenn d'Sunne denn hingerm Gummewald ufe cho isch, rot wie ne füürigi Chugele und d'Balmflueh gstanden isch wie im Füür, bini blybe stoh und ha gluegt, wie ei Bärgspitz nom anger si füürrot Huet ufgleit het und d'Tannegiebel hei afo glitzere. Aber der Vatter het mi nit lang loh stoh: „Lueg du zu dyner Gable! D'Sunne lauft vo sälber!" Jo, wenn me=n=eim d'Auge hätt chönne mache z'folge; aber die si immer wieder uf und drus. Jetz dört am Himmel die rote Schöfli, wo zieh sie ächt hi? Jetz der erst Vogel im Waldegg obe, jetz 's Schachers Mähder, wo g'jodlet hei. Und jetz los! jetz chöme si d'Strooß füre! d'Erdbeeribuebe und =meitli, und singe der Erdbeeribuebejodel. Sie winke=mer vo der Strooß ufe: Chönnsch au mitcho! Mer göh i d'Stadt? Sie hei ihri Hüetli gschwunge gägemer: Gäll he! Und hei wyter gjodlet mit ihrne Chrättli um d'Achsle. Ig ha ne nogluegt am Gablestiel, bis me im Wald ähne numme no die rote Chopflümpli vo de Meitscheni gwahret het. Bis der Vatter ummegluegt het vo syner Sägetze: „Wottsch öppe lieber Erdbeeribueb si?"

D'Gable het mi schwärer dunkt, und 's isch mer gsi, es göih e halbi Ebigkeit, bis ig die wyße Ermel vo der Mueter gseh heig zu de Bäumen use mit em z'Morgechörbli. Denn hanig myni Erdbeeribuebe für ne halb Stung vergässe bi der Rösti zue; aber wenn drno d'Sunne so heiß a d'Gable gschinne het, denn bini wieder mit de Buebe dr Stadtwäg y: „Jetz sy si i der Stadt, löse Gäld und chönne Süeßholz chaufe und Bäredräck, oder si chööme no Syrup über in=e=re Heerechuchi! Und wenn sie denn z'Mittag hei cho sy, 's Stadtwägli us, und ig ha müeße schwäri Schoche verryße a der Strooß nide: „Wottsch nit au einisch mitcho?" hei sie grüeft, „das goht lustig, all Lüt düe d'Pfeister uf, wenn mer dur d'Barfüeßlerstrooß ab der Erdbeeribuebejodel singe, und der Pastetlibeck am Märetplatz chunnt voruse i syr wyße Chappe, winkt is zueche und wär die schönsten Erdbeeri het, dem git er e Hampfele Multäschli und gfählti Nunnefürzli bis gnue.

Mir isch's heiß worde, as ig 's Lybli ha müeße=n=abzieh, wo die so brichtet hei und drzue d'Mulegge usgschläcket hei vo dene guete Mümpfeli.



Frank Buchser: Die Banditenbraut. (Eigentum des Museums in Solothurn.)

Nomittag, wenn mer am Rain ähne 's Hütige g'chehrt hei und ig eleini hingerdry g'hötterlet bi mit myner schwäre Gable, hanig d'Erdbeeribuebe gseh im Jungbahn zue stopfe. Sie heis gwüßt, as ig d'Gable hätt mögen ewäggrüehre, wo sie ihri lääre Chrättli übere Chopf usgschlungge hei, öb sie i Wald yne sy. Ig weiß nit: aber üsi Mueter het zruggluegt und het glächlet und mer gwartet: „Mach jetz schön, gäll, chasch denn au mitne goh, wenn mer's Heu dinne hei!"

Aber das isch no lang gange. Sider het der Lerch no mänge Morge müeße der Seppli us de Fädere chräihe. — Und wenn d'Buebe mit volle Chrättline usem Jungbahn cho sy, isch's mer süttigheiß der Rüggen ufcho, sie heigen alli gnoh. 's Chrättli und d'Schnuer dra hanig scho parat gha; numme no ne Hoseschnuer, wie ne rächten Beeribueb, hani gsuecht.

Am angere Tag binig uszoge, i Jungbahn mit de Buebe. Usem Wäg zum Jungbahn hei mer d'Buebe 's Erdbeerisprüchli glehrt, aber i ha ne müeße ne Sack voll Heubirli i d'Hang verspräche:

„Heilige Sant Byt,
Zeig mer, wo nes Plätzli lyt!
Sygs wyt oder noch vo dir!
Zeig's niemerem as mir!"

Und wonigs ha chönne säge, sy mer i Schlag cho, wo über d'Stöck vo de ghaune Tanne 's Spitzgras ufegwachsen isch und a de sonnige Reinli d'Erdbeeristude ufegschlüderet sy.
gschläderet sy.

Mer hei abzellt: „Aenige, dänige Doppeldee!" und bis er' s erst Erdbeeri is Chrättli gwunne het. Der letzt het dörfen usem Platz blybe. Jetz hanig gleitig mys Sprüchli gseit. Aber kei Sant Byt isch cho und het mi zumene Plätzli gfüehrt. Wo niemer cho isch, bini sälber abegchneuet und ha gsuecht. Vo de Buebe het me nüt meh ghört; die hei si jede a sym Egge müslistill gha, wenn sie nes Plätzli gfunde hei. I has nit chönne verstoh, und wenn ig ne Schlag gfunde ha, so hanig giutzget: „Buebe, chömet doch, alls füürzündrot!" Die hei nit lang lo rüefe, sy cho und hei mer hulfe mys Weidli läre. So ischs cho, as sie d'Chrättli voll gha hei, äb igs nume gspürt ha a der Schnuer. I weiß es nit, i ha gmeint, sie chönne häxe. 's Appelungi het gseh, as ig 's Augewasser z'usserisch ha. „Dumme Bueb! mueschs nit usgaggle, wie nes Huehn, wenns gleit het. Bhalts für di und gwünn se sälber!"

I weiß 's nit, öb ig myni Chrättli voll brocht hätt, wenn mer nit no 's Appelungi hätt hulfe sueche. 's isch gsi, wie wenns d'Erdbeeri hätt chönne us de Stüdeli chnüble mit syne spitze Fingere. Wos 's zweite Chrättli voll gha het, hani gseit: „Muesch denn es Stücki Wäihe ha, wenn d'Mueter bachet!"

Usem Heiwäg hanigs gwahret, as d'Bueben öppis gigelet und gstichlet hei: „Het 's Chrättli nit selber gfüllt, het müeße nes Meitschi dinge." Aber sie hei nüt Luts gseit. I bi näbenyne zötterlet, ha myni zweu Chrättli a der Schnuer notreit, bi uszoge und ha Schritt gha; ha gsunge, zwüscheyne hulfe flueche, wienigs ghört ha, wenn d'Niele nit hei welle brönne, und ha dur d'Zäng gspeut, wie ne rächten Erdbeeribueb.

Der Hämme, 's Chummers ihre, het mi vo der Syten agluegt mit syner länge Niele im Muul und het mer zuegnickt:

„Ehm! jetz wärsch gly ne rächte Beeribueb!" und isch blybe stoh: „wenn jetz no z'Märet chönntisch!"

Das isch den angeren ufghulfe gsi: „Ersch no! z'Märet goh! Chumm morn mitis z'Märet!"

I ha der Chopf uf! „Jä, meinet er öppe, i chönnt se nit verchaufe?" I ha nit gwüßt, wienig ihres Lächle ha selle heiwiese. Aber dä hanig nit welle sy! Sie hei mer der Späck dur 's Muul zoge, sie welle mers säge, wie mes müeß afo, as me se tüür chönn verchaufe. I hane müeße verspräche, i well sen as Vaters Chlöpferchirsibaum loh. Das het 's Redli gsalbet. Der Hämme het mers vorgmacht: „Lueg, so mueschs mache, 's Hüetli abnäh, chly voryni, d'Stirne zämezieh und denn säge, wenn öpper a d'Türe chunnt: „Erdbeeri chaufe, schöni ryfi! Syt so guet und chaufet das Chrättli: ne chranke Vatter und d'Mueter het feuf chlyni Ching!"

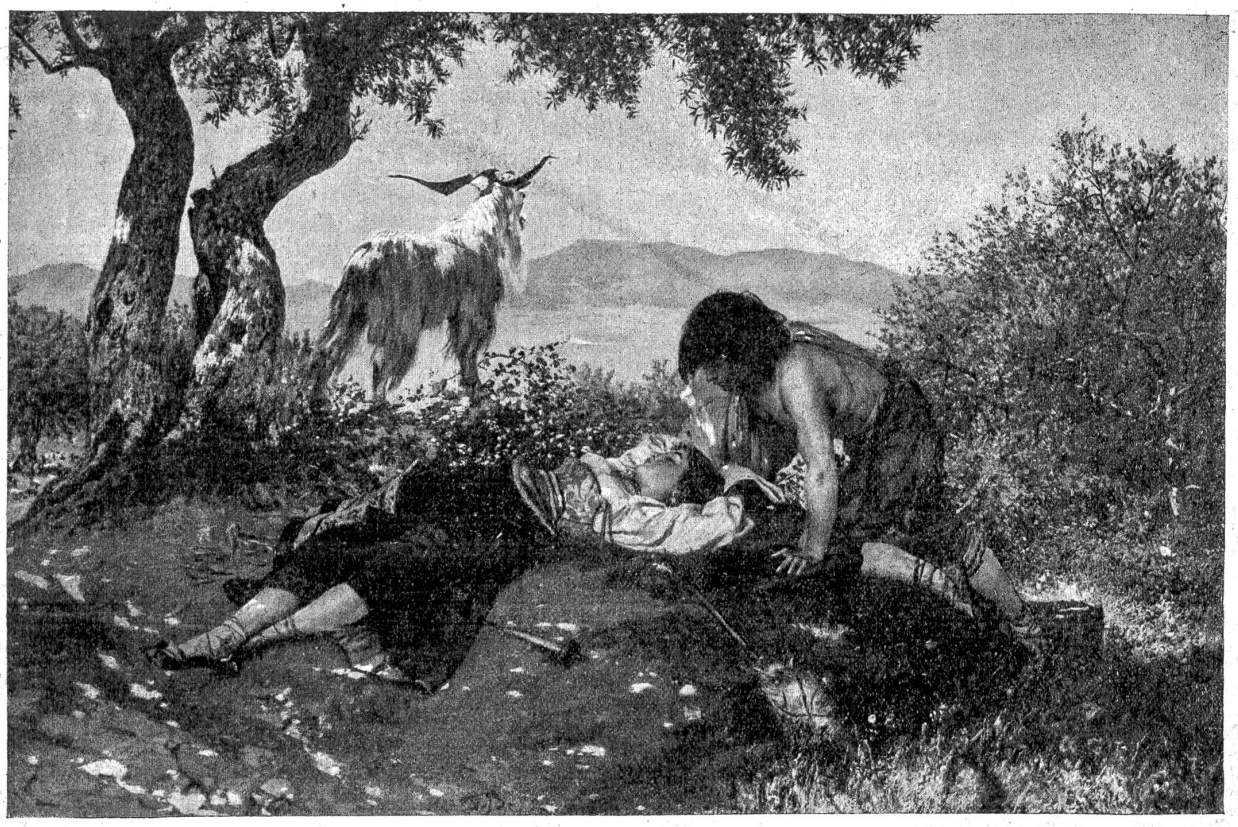
Ig ha ne mit großen Augen agluegt: Jä, der Vatter isch jo nit chrank und mer hei jo nit feuf chlyni Ching!" Jetz hei die afo lache: „Hohohoho! Du gisch dyner Läbtyg kei rächten Erdbeeribueb, wenn das nit chasch säge!"

Aber i ha der Chopf uf: „O herje! Wenn ig das nit chönnt!" hanig gseit. „Wohl, so weimer denn morn luege, öb ig myni Chrättli nit abchöom!"

's Appelungi het der Chopf gschüttlet, wo mer vonanger sy: „Bring se du i der Mueter! Sie soll Schnittli mache, und bisch froh, as kei Erdbeeribueb muesch sy!"

Das hanig de nit verstange, und wonig heicho bi, hanis gseit: So und so! Morn gohni z'Märet!

D'Mueter het glachet: „Du und Beeribueb! Do darf eine 's Muul nit im Sack nocheträge und d'Auge nit im



Frank Buchser: Schäferidyll. Original im Kunsthaus Zürich.
Mit Genehmigung der Zürcher Kunstgesellschaft. (Vergl. den Aufsatz über Frank Buchser von Dr. J. Coulin in Nr. 7 der „Berner Woche".)

Schüchbündteli verstecke! Aber item, wenns wottsch ha! 's Geißli chunnt gärn wieder hei, wenns vorusse i de Neßle gsi isch!"

Ig ha z'Nacht im Bett im Chämmerli hinger no einisch probiert: „Syt so guet und chaufet es Chrättli, schöni roti, ryfi, zuckersüeß!" Aber 's anger vom chranke Vatter und vo de chlyne Chinge hanig nit chönne säge, 's isch mer gsi, i wärd jetz scho rot bis über d'Ohren us.

Am Morge bini scho busper gsi, äb der Lerch g'chräiht het; ha mi gwäschen am Brunne und d'Scheitle gmacht vorem Spiegel.

„Bisch Hochzyter worde?" frogt der Lerch, woner yne chunnt.

I hanem kei Bscheid gäh. Wirdsch es denn scho gwahre z'Mittag, wenns chlingelet ufem Tisch! Drno nes wyßes Hemmli, 's Grawättli und 's Sunndighüetli mit em blaue Fäderli druff vomene Heeregäägger!

Wo d'Buebe d'Strooß hingerfüre cho sy und ig 's rote Naselümpli vom Appelungi gseh ha, hanig myni zweu Chrättli umme Hals ghänkt. Ha Wiehwasser gnoh: „Adie Mueter. i goh jetz! Chasy bring der denn es Chrömli, wenn ig viel löse!"

„Adie Erdbeeribueb! Verchauf nume d'Chrättli nit au no! Süsch chasch morn nümme goh!"

Ig ha nümme zruggluegt: „Dasch au ne Red! Eine däwäg uslache!" und ha äxtra nümme zruggluegt, woni 's Reinli ab bi.

's het mi dunkt, woni uf d'Strooß zu de Buebe cho bi, sie heigen öppis z'föppele. Wie bi der Mueter hets gwätterleichnet um ihri Mulegge.

„Hättsch no grad 's Vatters Uhrechötti yghänkt!" het der Oskari glachet. Jetz hanig erst gmerkt, was er meint: wonig die verwäschne Blusli und die blätzete Hösli gwahret ha, wo dene um die brune verchratzete Beinli gwäiht hei.

„Chumm du jetz!" het 's Appelungi grüeft, „du seisch halt denn, d'Mueter heig d'Wärchtighösli i der Wösch!"

Sie hei eis agstimmt, und ig ha au ygsetzt, wie wennig scho mängisch mitne wär. Womer zum Sandigchlauserwald uschöme und ig der Santurseturn gseh, hets mer afo chrusele unger mym Grawättli und der Hämme lachet über d'Achsle: „Jetz Seppli, säg dys Sprüchli no einisch!" — Ig ha d'Achsle glüpft, wie wennigs hingertsi chönnt; aber wies afot, hanig nümme gwüßt.

Dur d'Barfüeßergaß ab hei mer der Erdbeeribuebejodel gsunge. Wohl, die Fänster und Fänsterli sy ufgange wie ne Schyn! Aber 's het mi dunkt, i gspür die Blicken uf mym Hüetli, i ha dänkt: Jetz stell di — und richtig, am Märetplatz vorem Pastetebeck zue binig i d'Reihe gstange. Aber i ha bös gha: wie ne wyße Chräih hei mi die angeren agluegt, wie wenn sie seite: Was wott dä do? Ig ha mi lo usedrücke und bi z'letzt am Aend z'usserisch am Egge agstange, ha z'erst no vergässe, myni Chrättli abeznäh.

Do ischs losgange, me het 's eige Wort nümme ghört: Erdbeeri chaufe! Dozue Jumpfere! Schöni roti! Hunggsüeß! Hunggsüeß! Schöni Erdbeeri chaufe! Chaufet es Chrättli

Das St. Ursusmünster in Solothurn (1765—1770).
Die St. Ursuskirche, das Wahrzeichen Solothurns, ist das Werk der Italiener G. M. und P. A. Pisoni. Sie ist das schönste Gebäude italienischen Stils, das die Schweiz besitzt. Eine monumentale Treppe führt zum Eingang empor. Die zweigeschossige Fassade mit ihrem antiken Giebel zeigt eine edle Gliederung in edlen Proportionen. Der zierliche Turm tritt gegenüber der akkzentuierten Fassade stark zurück. Das Innere der Kirche trägt den reichen Schmuck des klassischen Barock.

für z'Mittag! Chaufet, chaufet! 's Chrättli nume acht Batze!"

Z'ringsetum hets grüeft, i ha probiert, wie ne junge Vogel i der Hostet: „Erdbeeri—chaufe!" Aber 's isch mer gsi, i heig öppis im Hals. Uf eismol stoht e schöni Frau miteme Meitli vorammer: „So?" seit sie, „was hesch du feil?" Ig ha gspürt, wie mer 's Bluet i d'Backe cho isch und ha nume das Meitli ghöre gigele vor ammer. I ha nüt chönne säge, ha öppis glächlet und uf d'Chrättli dütet, wie wenig nit chönnt uf feufi zelle: „Chumm du, Meiteli, dä het's Muul verlore!" Eine näbedra rüeft: „Chaufet bi mir!" Ig ha ufgschnufet, wie wennig füre ganz Tag müeßt Luft ha. Näben amer sy die Chrättli glärt worde: sie hei gmärtet: „Nei, mer chöi gwüß keis Feuferli abloh. Süsch balget d'Mueter! Mir hei drum ne Stiefmueter!"

„He so gib se!" 's Gäld het g'chlingelet! Nimms! nimms! hets mer tönt i de Ohre. Do ischs mer heiß der Rüggen ufcho: Nei, jetz 's Schüchfieber abegschlückt! Wirdsch d'Chrättli nit welle heiträge. I ha nen Alauf gnoh, wie wenns über ne teufe Grabe gieng: „Erdbeeri chaufe!" Aber i bi fei erchlüpft. Nen alte Herr miteme wyße Chörbli stoht vorammer: „So, wie chunnsch du do hi? Wo chunnsch du härgschneit? Du bisch jo so hoffärtig agleit wie 's Großbure Suhn! Was wottsch du den arme Chinge go der Platz verspere? Du hesch das nit nötig am Grawättli a!"

I hätt möge eini vo dene Stadttube sy, wo übere Märetplatz gfloge sy. Gottlob het er nüt meh gseit, aber brummlet het er, i ha dänkt: wärig numme deheim am Rain, wo si jetzt z'Nüni nähme: Chäsziger und süeßes Nußwasser.

Drwylen isch aber der Zeiger am Rotturn höcher und höcher gschnoogget. Die, wo ihri Chrättli no voll gha hei, sy de Hüsere no go aträge.

(Schluß folgt.)

Die Freundschaft zwischen Bern und Solothurn.

Von Dr. A. Lechner.

Die Beziehungen des ungleich ältern Solothurn zu der Stadt Bern gehen in gewissem Sinne bis auf deren Gründung oder doch deren Gründer zurück. Schon Justinger weiß um 1420 zu erzählen, daß „des Landes Herren" die zwei Kinder Berchtolds V. von Zäringen mit Gift ermordeten und daß diese im Chore zu Solothurn begraben liegen. Zur Rache für die Untat habe der Herzog die Stadt Bern gefestigt und gefreit. Felix Hemmerlin, der Kanonikus von Zürich, weiß in einer posthum (Basel 1497) erschienenen Schrift des weitern, daß Herzog Berchtold zur Rache das Obstagium (das Einlager, die Gisel-schaft) eingeführt habe. Das alles ist natürlich bloß unechte Sage, vor allem deshalb, weil Berchtold V. gar keine Kinder hatte, und die Legende wird nicht zur Geschichte dadurch, daß man in Solothurn zu verschiedenen Zeiten, bei einer baulichen Umänderung (1544) der alten und beim Baue (1762) der neuen St. Ursenkirche, im Chor tatsächlich ein Särglein bezw. ein Sandsteingrab mit den Gebeinen von zwei Kindern und dem Kopfe einer Frau fand, welch letzterer Fund in Solothurn zu einer Umbildung der Sage in dem Sinne Anlaß gegeben hat, daß die Mutter selbst die Kinder ermordet habe, um deren Gut erben zu können.

Durch das Erlöschen des Zäringischen Hauses (den 12. Februar 1218) war die Stadt Solothurn eine unmittelbare Reichsstadt geworden, die wie andere Städte ihre Rechte auszudehnen, ihre Freiheiten zu mehren, Landschaft, Twinge und Bänne zu erwerben und Herrschaftsbesitz zu vergrößern bestrebt war. Bei diesem natürlichen Selbstbehauptungs- und Selbstvergrößerungsstreben, in welchem die Stadt Bern mit löblichem Beispiel voranging, hatten die beiden Städte Bern und Solothurn so ziemlich gegen die gleichen Widersacher zu kämpfen. So war es gegeben, daß sie sich zu Schutz und Trutz verbanden und gegenseitig sogenannte „Burgrechte" oder „Burgerrechte" eingingen, Bündnisse, in denen hauptsächlich festgesetzt war, daß jede Stadt die andere mit Leib und Blut beschirmen und ihr auf erstes Begehren Hilfe leisten wolle.

Als sich sein altes Verhältnis zu dem inzwischen habsburgisch gewordenen Freiburg lockerte, fand Bern für diese Einbuße raschen Ersatz in Solothurn, dessen Geschichte sich seit dem zehnten Jahrhundert an das Chorherrenstift des heiligen Ursus anlehnte. Bern säumte nicht, am 25. April